

Eine musikalische Sternstunde

Aufzeichnungen zu einer Reise in den Harz

von Jürgen Weber ©

Der Entschluss

Mein Übergewicht, dessen ganze Ausmaße zu beziffern ich hier aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes unterlasse, ist neben manch anderer durch die Auswirkungen körperlicher Defizite hinzunehmenden Unbill der wohl hauptsächlich Grund dafür, dass mir trotz fleißigen Trainings und physischer Anstrengung der Weg in eine Karriere als Radsportler verwehrt geblieben ist.

Wenn ich mich notgedrungen mit diesem Umstand abgefunden habe, so bedeutet dies jedoch keineswegs ein Nachlassen meiner Bemühungen, durch regelmäßiges und bisweilen auch die Grenzen der körperlichen Leistungsfähigkeit übersteigendes Fahrradfahren meine Fitness auf einem Niveau zu halten, das es gestattet, mit meinen Radsportfreunden zumindest soweit mitzuhalten, dass ich nicht immer der Letzte der Gruppe bin.

Die Topographie des mir zur Heimat gewordenen Landstriches Schleswig-Holstein vermag es jedoch nicht, die Anforderungen, welche eine Tour mit meinen Sportgefährten im bergigen Gelände an den Mitfahrer stellt, auch nur im Ansatz zu simulieren. Die natürlichen Erhebungen, die dieses Bundesland aufzuweisen hat, reichen auch bei wohlwollendster Betrachtungsweise nun einmal nicht aus, um überhaupt zu einem Vergleich mit den Steigungen, die in den Mittelgebirgen zum Alltag gehören, herangezogen werden zu können. Aus dieser Erkenntnis heraus und – ich gestehe es freimütig ein – aufgrund eines Restes von Abenteuerlust, die ich mir in meinem doch schon recht fortgeschrittenen Leben aus meiner Kindheit herüber gerettet habe, fasste ich den Beschluss, eine Fahrradtour durchzuführen, deren geographisches Ziel eine Gegend sein sollte, die mir durch ihre Beschaffenheit Gelegenheit zu geben in der Lage ist, das Erklimmen von Bergen mit dem Fahrrad in unterschiedlichen Steigungsgraden zu trainieren.

Die Wahl fiel auf den Harz. Dies geschah keineswegs aufgrund irgendeiner Vorliebe für dieses Mittelgebirge oder wegen der Aussicht, bestimmte Städte oder Sehenswürdigkeiten auf dem Weg dorthin besichtigen zu können, nein, die Entscheidung trug schlicht dem Umstand Rechnung, dass der Harz weit und breit das einzige Gebirge ist, das von mir ohne Unterstützung fremder Transportmittel in wenigen Tagen zu erreichen ist. Ich muss mich also korrigieren, das Wort Wahl steht hier nicht am rechten Platz, beschreibt es doch die Festlegung des Reisezieles nur unvollkommen, wenn nicht falsch, denn eine Wahl bestand überhaupt nicht. Entweder der Harz oder gar nicht, das war klar.

Von den verschiedenen in einem solchen Fall zur Verfügung stehenden Reisevarianten entschied ich mich für eine Tour mit Zelt und ohne Mitreisenden. Ich bestreite keineswegs, dass Alleinreisen streckenweise einen Anflug von Eintönigkeit bekommt, dies besonders im Hinblick auf diskursive Auseinandersetzungen, welche in einer einzigen Person nur bis zu einem gewissen Grade durchzuführen sind und dies auch nur, wenn man sich auf die Kunst der Persönlichkeitsspaltung versteht. Die Vorteile, die das Fahren ohne Partner mit sich bringt, wiegen jedoch diese Nachteile nicht nur auf, sie übertreffen sie bei weitem. So kann sich die Festlegung der Essenszeiten ausschließlich an dem eigenen Hungergefühl orientieren, die Wahl einer geeigneten Versorgungsstätte ist unstrittig und die Entscheidung über den Endpunkt der täglichen Etappe lässt sich ebenso ohne große Diskussion treffen. Auch bei der Wahl des anzuschlagenden Tempos kann man sich spontan an der jeweiligen Kräfte- und Stimmungslage

orientieren und muss weder das Tempo mit Rücksicht auf hinterher hechelnde Mitreisende drosseln noch im umgekehrten Fall schneller fahren, als es die Beine eigentlich erlauben, um mit den voran fahrenden Gefährten mithalten zu können. Ich verhehle nicht ein gerüttelt Maß an Genugtuung, wenn ich mit Stolz erklären kann, dass letzterer Fall bei mir eher theoretischer Natur und in der Vergangenheit bei gemeinsamen Fahrradtouren mit Freunden kaum tatsächlich vorgekommen ist.

Auf zum Harz

Obgleich vor Antritt der Reise eine gewisse Vorstellung davon bestand, auf welcher Route ich mein Ziel zu erreichen gedachte, machte ich dennoch die weit überwiegende Zahl der zu treffenden Wege-Entscheidungen abhängig von den in der entsprechenden Situation vorgefundenen Umständen, eine Vorgehensweise, die nicht einer gewissen Zufälligkeit entbehrt, was jedoch dem Charakter einer unter Freizeitgesichtspunkten angetretenen Fahrradtour nicht unbedingt zuwider laufen muss. Nach dem Übertritt über die Elbe, die nicht nur geographisch, sondern auch landespolitisch eine nicht zu übersehende Grenze darstellt, fuhr ich wenn möglich auf weniger befahrenen Straßen vorwiegend durch ländliches Gebiet.

Von dem Grundsatz, größere Ortschaften oder gar Städte zu meiden, wich ich lediglich in drei Fällen ab, Uelzen, Wolfsburg und Goslar. Die bekannte Autostadt reihte sich allerdings eher zufällig und unbeabsichtigt in diese Aufzählung ein, sie wurde von mir denn auch in keiner Weise einer Inaugenscheinnahme gewürdigt oder durch eine wenn auch noch so kleine Pause geadelt. Auch Uelzen hat sich, wenn ich's recht bedenke, eher zufällig meinem Auge empfohlen, bot diese Stadt doch einen Campingplatz genau in der Region, in der nach meiner Berechnung die Körperkräfte und das mentale Durchhaltevermögen an ihre Grenze zu kommen drohten, so dass an ein Ende der ersten Etappe zu denken war. Dem von dem Künstler Friedensreich Hundertwasser sehr attraktiv umgestalteten Bahnhof dieses Ortes widmete ich, energiegeladen meinem Ziele zustrebend, zu diesem Zeitpunkt nicht die ihm gebührende Aufmerksamkeit, die weiteren Ereignisse meiner Fahrradtour sorgten jedoch dafür, dass ich Gelegenheit bekam, dieses Versäumnis nachzuholen.

Die insgesamt fünf Tage dauernde Fahrradtour gestaltete sich zwar interessant und abwechslungsreich, woran die stetig einen anderen Charakter annehmende Landschaft ihren durchaus nicht zu unterschätzenden Anteil hatte, sie wartete auch mit einer ganzen Anzahl von bemerkenswerten Ereignissen auf, ärgerlichen, freudigen oder einfach interessanten, aber keines dieser Erlebnisse, die mir in ihren Einzelheiten durchaus noch erinnerlich sind, ja sogar deren Gesamtheit wären Anlass oder böten die hinreichende Rechtfertigung dafür, Gegenstand einer schriftlichen Berichterstattung zu werden. Wenn diese Zeilen mit einer nunmehr, ich muss es unumwunden einräumen, für den Gegenstand allzu ausladenden Einleitung nun doch nieder geschrieben werden, so ist dies einzig und allein einem Ereignis meiner Fahrradtour geschuldet, das mir nicht alleine als persönliches Erlebnis in dankbarer Erinnerung geblieben ist, nein das in meinem denkenden Inneren einen seltsamen Reiz auslöste. Die kleine, eigentlich unscheinbare Episode, über die noch zu berichten sein wird, ließ mich schwerwiegende Überlegungen anknüpfen, die nicht alleine in den gesellschaftsphilosophischen, sondern auch in den soziologischen, ja musiksoziologischen Bereich anzusiedeln wären, allesamt Gebiete, in denen ich mich nur laienhaft zu äußern vermag. Doch ich greife vor.

Festzuhalten ist zumindest, dass mit Ausnahme des denkwürdigen Ereignisses kein Vorkommnis meiner kleinen Reise in seiner Außergewöhnlichkeit über das hinausgegangen ist, was bei einer ähnlichen Unternehmung, ganz gleich wohin sie auch führt, zu erwarten ist. Kurz gesagt: etwas passiert immer und das ist gar nicht aufregend.

Erste Verluste

Um der Chronistenpflicht Genüge zu tun, die sich, da nun die nämliche Reise zumindest als Rahmen für das zu berichtende Ereignis festgehalten werden soll, in mir zu melden beginnt, sei erwähnt, dass ich gleich nach der ersten Rast, welche ich in dem lauenburgischen Städtchen Schwarzenbek beging, den Verlust meiner Fahrradhandschuhe zu beklagen hatte. Nicht dass irgendwelches Diebsgesindel, das zweifellos wie in zahlreichen menschlichen Ansiedlungen auch in diesem Ort sein Unwesen zu treiben pflegt, mir mein Eigentum entwendete, nein es waren meine eigene Unachtsamkeit und Vergesslichkeit, denen ich die Schuld zuweisen muss, die schon sehr abgenutzten, aber doch irgendwie lieb gewonnenen Radsportutensilien an der Stätte meiner Frühstücksrast liegen gelassen zu haben.

Wenn ich es recht bedenke, mag auch eine gewisse Irritation um nicht zu sagen Verwirrung sich damals meiner bemächtigt und in der Folge davon meine Aufmerksamkeit für mein Hab und Gut beeinträchtigt haben. Tatsächlich geriet ich nämlich in eine eigenartige, schwerwiegende Überlegungen provozierende Situation, als ich mich nach käuflichem Erwerb zweier Backwaren zu deren Verzehr auf einer Bank in einer parkähnlich gestalteten Grünfläche niederließ. Kaum hatte ich Platz genommen und sah mich im Begriff, meine zu meinem wohlverdienten Frühstück notwendigen, in meiner Packtasche sorgsam verwahrten Hilfsmittel auszupacken, kam eine ältere Frau mit ihrem Hund vorbei. Dessen Rasse zu bestimmen war ich nicht alleine deswegen nicht in der Lage, weil ich von Hunden keine Ahnung habe, sondern vor allem, weil er auf Grund seines äußeren Erscheinungsbildes weit entfernt davon war, reinrassig genannt werden zu dürfen. Die Dame blieb unentschlossen vor mir und der Bank stehen und sprach zu ihrem Hund wie zu einem Menschen des Inhaltes, dass ja nun bedauerlicherweise ihre und des Hundes Bank besetzt sei und dass das ein beklagenswerter Umstand sei, was denn nun zu tun angeraten sei. Die deutlich zu vernehmende Rede sprach sie ausschließlich zu ihrem Hund, keineswegs zu mir, sah mich dabei auch zu keinem Zeitpunkt an und blieb einfach stehen. Irritiert und etwas eingeschüchtert schielte ich nach links, wo in einer Entfernung von nur 10 Metern eine zweite, unbesetzte Bank stand, in deren Folge weitere zur Verfügung stehende Sitzgelegenheiten entlang des Rundweges sich anschlossen. Ohne ein Wort zu sagen, packte ich gehorsam meine Sachen zusammen und zog zur Nachbarbank um, wo ich ungestört meine Mahlzeit einnahm.

Währenddessen und auch danach als ich längst wieder mein Fahrrad bestiegen hatte, fragte ich mich unablässig, ob ich mit meinem Verhalten einen unterwürfigen, verweichelichten und konfliktscheuen Charakter bewiesen oder etwa schlicht eine gute Tat vollbracht habe. Wenn ich mir in Erinnerung rufe, wie vergnügt die alte Frau auf ihrer Bank sitzend mit ihrem Hund gespielt und geredet hatte, bin ich heute geneigt, letzteres anzunehmen. Es mag sein, dass diese Person kaum etwas wirklich ihr eigen nennen durfte außer ihrem Hund und eben dieser Bank. Vielleicht ist es dem geneigten Leser erklärlich, dass angesichts derartiger schwerwiegender Überlegungen die Achtsamkeit für das vollständige Einsammeln sämtlicher ausgepackter und abgelegter Gegenstände gelitten hatte. Meine Handschuhe jedenfalls waren weg.

Im Flachland

Zielpunkt des ersten Reisetages, ich sollte besser sagen Endpunkt, denn wie schon erwähnt stand am Anfang des Tages grundsätzlich noch nicht fest, wo und wann ich meine Etappe jeweils beenden würde, Endpunkt also war die niedersächsische Stadt Uelzen. Das sind von meinem holsteinischen Heimatort immerhin 180 km Entfernung, die zurück gelegt zu haben ich nicht ohne Stolz hier berichte, zumal ich fast den ganzen Tag gegen einen strammen Südwest- also Gegenwind anzufahren hatte und dies, was gerechterweise noch einmal in Erinnerung zu rufen ist, mit einem Tourenrad, voll bepackt mit Reisetaschen, Zelt, Schlafsack und Luftmatratze. Als ich an dem Campingplatz, den in Uelzen ausfindig zu machen mir erst nach einiger Verirrung gelang, angekommen war, drohte allerdings plötzlich mein Kreislauf zusammenzubrechen, was ich nur durch die rasche Zuführung eines halben Liter Bieres am Campingplatzkiosk gerade noch verhindern konnte. Dieses Vorkommnis ließ mich dann doch die Erkenntnis gewinnen, dass es

nicht ratsam sei, ein derartiges Tempo oder auch eine ähnliche Etappenlänge für die Folgetage anzupfeilen. Ich hatte, so musste ich mir eingestehen, es versäumt, von den auf meinen Rennradtouren gewohnten Werten bezüglich Reiselänge und Durchschnittsgeschwindigkeit umzuschalten auf die Gegebenheiten des Tourenrades. Schon alleine aus Selbsterhaltungsgründen gelobte ich mir Besserung, als ich völlig erschöpft in meinem wie in Trance aufgestellten Zelt lag. Ich stand auf, ging in die nicht gerade als Restaurant anzusprechende Campingplatz-Kneipe und bestellte ein Gericht, das zwar den ureigenen Zweck der Nahrungsaufnahme erfüllte aber offensichtlich nicht in der Lage war, sich meiner Erinnerung als besonderes Ereignis einprägen zu können. Ich kann zumindest nicht mehr sagen, um was es sich dabei handelte.

Der nächste Tag, den ich mit einem ausgiebigen Frühstück in Uelzen begann, führte mich durch eine Landschaft, die mir durch ihre nach und nach sich ändernde Topographie einen kleinen Vorgeschmack davon gab, was mich im Harz erwarten sollte. Hügel waren zu bewältigen, welche in den Augen der Einheimischen sicher nicht als Berge anzusprechen wären, die jedoch in ihrer Steigung und Höhe spielend die höchsten Erhebungen meines Heimat-Bundeslandes in den Schatten zu stellen in der Lage waren. Ich stellte befriedigt fest, dass diese Herausforderungen für mich kein Problem darstellten. Ja hin und wieder leistete ich mir den Spaß, mich mit anderen Radlern zu messen, auch wenn es sich dabei um Rennradfahrer sportlichen Zuschnitts handelte, die ohne Gepäck unterwegs waren. Als ich ungefähr eine Viertel Stunde hinter einem solchen Sportler hinterher gefahren war, erinnerte ich mich vergnüglich an die offensichtlich ernst gemeinte Frage eines Teilnehmers in einem dem Radsport gewidmeten Internet-Forum, ob es denn erlaubt sei, dass ein Tourenradfahrer einen Rennradfahrer überhole. Die Tatsache, dass diese Frage in zahlreichen Beiträgen im Internet diskutiert und ihr damit erhebliche Bedeutung zugemessen wurde, ließ mich mindestens eine halbe Stunde lang vergnügliche Erörterungen mit mir selbst vornehmen, die mich in meinem Fortkommen eher beschwingten als dass sie dieses hinderten.

Über den weiteren Verlauf dieses Tages gibt es nichts Erinnerungswertes zu berichten, die Nacht verbrachte ich auf einem Zeltplatz, dessen sanitäre Einrichtungen ich nach der schweißtreibenden Anstrengung des Tages dankbar nutzte. Gleiches, aber in anderem Sinne ist über das angegliederte Restaurant zu sagen, dessen dargebotener Speise ich ausgiebig und mit bestem Appetit zusprach. Bei der Wahl des Standortes für mein kleines Zelt waren mir Ruhe und Ungestörtheit das wichtigste Kriterium, so dass ich mich einer etwas abseitig gelegenen, fast verwaist scheinenden Grünfläche zuwandte, die mir eben gerade das Gesuchte zu garantieren in der Lage schien. Man mag es Zufall nennen oder aber symbolträchtig von schicksalhafter Fügung sprechen, dahingehend dass das Leben häufig gerade das Gegenteil dessen bereit hält, was man sich erwünscht, zumindest dauerte es keine halbe Stunde und eine mehr als lebhaftere Jugendgruppe eines Sportvereins brach in Divisionsstärke in den Zeltplatz ein, erklärte die noch leere Wiese als geeignet für ein zusammenhängendes Zeltlager und begann sogleich mit dessen Errichtung. Dass das Aufbauen der Zelte, die völlig unterschiedlicher Größe waren und deren Zahl jenseits der zwanzig lag, mit lautem Getöse, Gejuchze und auch Fluchen begleitet war, muss niemand verwundern. Letzteres war vor allem dem Umstand geschuldet, dass so mancher Aufbau an dem Fehlen eines Zwischenstückes für das Zeltgestänge scheiterte, an der Unbrauchbarkeit eines Werkzeuges oder schlicht an der aus Mangel an Erfahrung herrührenden Unfähigkeit der Eigentümer. War der in der Phase des Lageraufbaus unvermeidlichen Geräuschbelästigung durch den zwischenzeitlich vorgenommenen Besuch des Restaurants problemlos auszuweichen, so hatte ich mich bereits zu diesem Zeitpunkt damit abgefunden, dass die beklagenswerte Begleiterscheinung auch während der Zeit der Nachtruhe nicht abzuebben in Aussicht stand, es also nichts würde mit der erhofften Ruhe und Ungestörtheit. Nun, auch jugendliche Sportler werden irgendwann einmal müde, so dass ich, unterstützt durch meine infolge der anstrengenden Tagesetappe erholungsbedürftigen körperlichen Konstitution,

durchaus auf die Anzahl der Schlafstunden gekommen bin, die mein Körper benötigte, um den Aufgaben, welche der nächste Tag an mich stellen sollte, gewachsen zu sein.

Da ich geneigt bin, den Vorkommnissen des Lebens immer positive Seiten abzugewinnen, fasste ich die zunächst als Störung meiner erhofften Ruhe empfundene Invasion der jungen Leute als Gelegenheit auf, mehr über Leben, Denken und Hobbies der Halbwüchsigen zu erfahren, freilich ohne deren Wissen. Wenngleich nämlich die feste Umschließung eines kleinen Raumes durch die Zeltkonstruktion eine gewisse Abgeschlossenheit dem Empfinden des darin Sitzenden vorzugaukeln scheint, so ist es jedoch eine unbestreitbare Tatsache, dass es sich bei dieser Umgrenzung um nicht mehr als ein Stück Stoff handelt, das lediglich dem Auge, keineswegs aber dem Ohr den Zugang verwehrt. Es gehört zu den Irrationalitäten des menschlichen Lebens, dass häufig beide Sinneseindrücke in Verbindung gesehen werden, des Sinnes, dass wer mich nicht sehen könne, mich auch nicht zu hören in der Lage sich befinde. So auch die jugendlichen Bewohner der mich regelrecht einkreisenden Zelte, die ihre offenbar nicht für andere Ohren bestimmte Unterhaltung im Flüsterton führten, dies aber in einer Lautstärke, die es mir gestattete, jedes Wort zu verstehen. Diese in meinen Augen eher Belangloses betreffende, für die Redeführenden aber offenbar lebenswichtige Themen berührende Konversation mitzuverfolgen, bot mir nicht alleine Material für pädagogisch-soziologische Überlegungen, es war schlicht gute Abendunterhaltung, welche dem Niveau der im Fernsehen in den diversen Privatsendern reichlich vertretenen Vorabendserien in nichts nachstanden.

Der dem Harz vorgelagerte Landstrich erhebt nach eigenen Aussagen für sich den Anspruch, zu den dem Fremdenverkehr besonders anzurathenden Gebieten zu gehören. Wie dies aber meist so ist, entsteht dieser Anspruch im wesentlichen alleine durch den Wunsch der für die Region Verantwortlichen, eben zu diesem Kreise als zugehörig zu gelten, keineswegs dagegen in Abhängigkeit von der Erfüllung objektiver Kriterien, die von unabhängiger Stelle dem Kandidaten zur Einhaltung an die Hand gegeben sein sollten. Gar nicht daran zu denken scheint in diesem Zusammenhang an die kritische Würdigung oder gar Berücksichtigung der Erfahrungen des Personenkreises zu sein, der aus wirtschaftlichen Gründen in die betreffende Region gelockt werden soll.

Es ist eine Erkenntnis, die ich in meinem ereignisreichen Leben immer wieder machen musste, die Erkenntnis nämlich, dass so manches auf der Welt vernünftiger, friedlicher, logischer, ja rundum einfach besser wäre, wenn die Verantwortlichen einmal sich überwinden könnten, mich zu fragen. In diesem Sinne stehe ich vermutlich im Gegensatz zu meinen Mitmenschen, denen diese Erkenntnis bestimmt absolut fremd ist. „Aber mich fragt ja keiner“ dachte ich mir auch, als ich an meinem dritten Tourentag, den ich recht früh begann und dessen erster Anlaufpunkt ein Bäcker in einem nahe gelegenen Ort sein sollte, hungrig durch die Landschaft fuhr und Ausschau hielt nach einer nicht allzu unbequemen Sitzgelegenheit, um dort die gekauften Backwaren zu verzehren. War mein Blick zunächst noch ausschließlich auf der Suche nach einer Sitzbank, wie sie in dem Fremdenverkehr nicht abgeneigten Orten gewöhnlich von interessierter oder wohlwollender Seite gestiftet zu werden pflegt, so begann mein Blick im gleichen Maße, wie sich mein Hungergefühl verstärkte, die Landschaft auch nach Gegenständen zu überprüfen wie zum Beispiel umgefallenen Bäumen oder stehen gelassenen bäuerlichen Gerätschaften, die zumindest im Ansatz die Gewähr zu bieten in der Lage schienen, eine dem menschlichen Sitzbedürfnis nicht gänzlich zuwider laufende Rast zu ermöglichen. Aber selbst Derartiges wollte mir nicht begegnen, so dass ich mich kurzerhand auf den Seitenstreifen am Rand einer ländlichen Straße niederließ und mein Frühstück in einer derart unbequemen Haltung zu mir nahm, dass ich froh war, bald wieder mein Fahrrad besteigen zu dürfen. Als Strafe für dieses unfreundliche Verhalten der einheimischen Bevölkerung, die noch nicht einmal in der Lage zu sein schien, genau dort, wo ich zu frühstücken gedachte, eine Bank hinzustellen, beschloss ich, in Goslar eine Pizzeria aufzusuchen.

Der Aufstieg

Ich kann nicht sagen, ob es der altherwürdige Namen der Stadt Goslar war oder Erzählungen mehrerer Freunde über so allerhand Sehenswertes, das diese Stadt zu bieten versprach, oder weil sich in meinem inneren Auge mit dieser geschichtsträchtigen Örtlichkeit etwas Besonderes verband, es stand für mich jedenfalls nicht zur Diskussion, ob ich der Stadt am Fuße des Harzes einen Besuch abstatten sollte oder nicht, Goslar war selbstverständlich Pflichtprogramm. Dies schien nicht nur für mich einsamen Radler zu gelten, sondern auch für tausende anderer Menschen, die gemeinhin eher als ich das Prädikat normal zuerkannt zu bekommen pflegen, ob dies in der Sache gerechtfertigt ist, sei dahin gestellt, zumindest dem Wortstamme nach vermag diese Bezeichnung die Menschen nach Norm durchaus treffend zu charakterisieren. Diese wurden am Stadttor von eigens zu dem Zwecke vorgefahrenen Omnibussen in Gruppen von jeweils zahlenmäßig etwa gleicher Stärke ausgespuckt, um sich für einige Stunden in der beschaulichen Stadt auf eigene Faust und vor allem Verantwortung mit unterschiedlicher Zielrichtung und inhaltlichem Schwerpunkten zu ergehen. Mein Weg führte mich nach einer kleinen Besichtigungstour in der Altstadt zu einem interessanten Musikinstrumenten-Museum und anschließend zu der angedrohten Pizzeria, deren Produkte ich mir munden ließ.

Der letzte Besuch in dieser Stadt galt einem Supermarkt, wo ich meinen Proviant auffüllte und vor allem die notwendige Getränkeversorgung sicherstellte.

Der Aufstieg: was soll ich sagen? Meine alltäglichen Kletterkünste mit dem Fahrrad erschöpfen sich auf das stramme, meist nicht ohne Stolz mit großem Kettenblatt absolvierte Befahren des heimischen Kalkberges, was immerhin eine Bewältigung von fast 30 Höhenmetern bedeutet. Wie in dieser täglichen Übung gewohnt, pflegte ich einem Berg meist in der gewohnten Weise entgegenzutreten, dergestalt, dass ich den zu bewältigenden Höhenunterschied mit geübtem Blick ausmaß und dann kräftig Anlauf nahm, um mit der Aufbietung aller Kraft das Hindernis zu bezwingen. Als einigermaßen gebildetem Menschen ist mir selbstverständlich nicht verborgen geblieben, dass im Gebirge ganz gleich welchen Zuschnittes die vorzufindenden Verhältnisse sich zweifellos von den heimischen zu unterscheiden pflegen, in welchem Ausmaß dies der Fall sein würde, dies auszumalen fehlte mir allerdings die konkrete Vorstellungskraft. Mit dem Tatbestand, dass ich nicht imstande war, den Endpunkt des Aufstieges auch nur schemenhaft zu erahnen, geschweige denn sichtbar wahrzunehmen, konnte ich mich zwar nach eifrigem Zureden durch meine von Vernunft und Verstand dominierten Gehirnhälfte (welche war das noch gleich?) abfinden, dass aber die in Gestalt zahlreicher Serpentinaen erst befahrbar gemachte stetig aufsteigende Straße mit keinem Hinweis dem einsamen Radler Hoffnung auf ein Ende der Strecke zu machen gewillt war, ließ mich durchaus meine letzten Motivationsreserven mobilisieren. Dies führte dazu, dass ich nicht nur in körperlicher Hinsicht den Aufstieg zu bewältigen wusste, sondern ließ mich auch mental nicht schlapp machen. Trotz Gepäck, brütender Hitze und störender Kraftfahrzeuge kurbelte ich langsam aber stetig den Berg zur Okertalsperre hinauf. Wenn ich in regelmäßigen Abständen eine kurze Pause einlegte, so geschah dies selbstverständlich keineswegs aus Erschöpfungsgründen, vielmehr war diese eher vernunftmäßige Entscheidung der Erkenntnis geschuldet, dass man bei einem solchen anstrengenden Unternehmen an eine regelmäßige Flüssigkeitszufuhr zu denken habe. Diese jedoch im Fahren während des Aufstiegs durchzuführen, sah ich mich kaum in der Lage. Es gab dafür auch keinerlei Veranlassung. Achtung, Anerkennung und Bewunderung, die mir selbstverständlich überhaupt nichts bedeuten, erntete ich auch so von herumstehenden Menschen, vorwiegend Autofahrern, die vermutlich aus anderen Gründen als ich irgendwo am Rande der Straße eine Pause machten.

Nach anfänglichem Zweifel, ob ich diesen Aufstieg überhaupt bewältigen würde, und der Suche nach Argumenten, weswegen es angeraten sei, andere Alternativen für den Aufstieg ins Auge zu fassen, kam ich dann doch überraschend schnell in einen Rhythmus hinein, der es mir ermöglichte, einen Zustand mentaler Versunkenheit und Gleichgültigkeit zu erreichen. Dieser Zustand sorgte dafür, dass mir die Länge des Aufstieges völlig egal war und ich das Treten der Pedale nicht als eine Tätigkeit zu dem Zwecke empfand, möglichst schnell das Ziel der Fahrt zu erreichen, sondern diese Tätigkeit als Selbstzweck sich mir darbot.

So wohltuend und angenehm ich diesen meditative Versenkung und körperliche Anstrengung verbindenden Zustand empfand, so regte sich in meinem Inneren dennoch keinerlei Widerstand, als sich mit dem Auftauchen des südlichen Zipfels der Talsperre und der damit einhergehenden Errechenbarkeit des Endpunktes der heutigen Etappe ganz normal menschliche Gefühle einstellten, die das Signal an alle beteiligten Körperteile und –funktionen aussendeten: Bald haben wirs geschafft. Die noch ausstehenden Kilometer herunterzuradeln, glich einem gemächlichen Ausrollen den Ufern des Gewässers entlang, das sich eingebettet in eine schöne Waldlandschaft dem
Auge
empfahl.

Am Ziel

Ich beginne mich allmählich der Örtlichkeit zu nähern, an der ich das zu berichtende Erlebnis erfahren durfte. Dabei spüre ich so etwas wie Unsicherheit, ob ich überhaupt mich in der Lage sehe, das Ereignis in angemessenen Worten darzustellen. Doch nur Mut.

Das mit wenig Kraftanstrengung zu bewältigende Teilstück im Anschluss an die überwundene Steigung hatte den nicht unerwünschten Nebeneffekt, die in der Regel infolge der Anstrengung mit reichhaltigem Schweißfluss verbundene Erhitzung des Körpers deutlich abzuschwächen, ja auf einen Zustand herunterzufahren, der die Begleiterscheinungen des Aufstieges kaum mehr ahnen lässt. Dadurch wurde der in anderen Fällen häufig erlebte Umstand vermieden, bei der Anmeldestelle des Hauses oder Zeltplatzes, in dem die Nacht zu verbringen man sich zuvor entschieden hatte, mit hochrotem Kopf und in total verschwitzter Bekleidung vorsprechen zu müssen und womöglich noch das Anmeldeformular mit schweißnassen Händen traktierend voller Flecken und verwischter Tintenschrift zu hinterlassen.

Tatsächlich hatte mein Körper längst wieder Normaltemperatur erreicht, als ich das Tor des Campingplatzes, den ausfindig zu machen mir diesmal aufgrund einer exakten Fahrradkarte ohne viel Umstände gelang, passierte, so dass ich als halbwegs seriöser und ernst zu nehmender Zeitgenosse das kärglich ausgestattete Büro des Platzverwalters betreten konnte. Ich betone das „halbwegs“, denn der Umstand, dass ich mit einem Fahrrad gekommen bin und nicht mit Auto und Wohnwagen, setzt der Möglichkeit, mich gänzlich zu einem ernst zu nehmendem Mitglied dieser Gesellschaft werden zu lassen, doch erhebliche Grenzen, so dass es schon einer gewissen Hochachtung gleichzusetzen ist, wenn ein Urteil in dem Sinne gefällt wird, „obwohl er ja ein Fahrrad-Spinner ist, ist er durchaus seriös“.

Ich setzte den Wachhabenden von meiner Absicht in Kenntnis, mindestens zwei Nächte auf dem von ihm betreuten Platz zu verbringen und bat ihn um die Anweisung einer geeigneten Stelle, auf der ich mein Zelt aufbauen könnte. Ich vermag nicht zu entscheiden, ob es eine gezielte Bosheit dieses Menschen war oder einfach die bei ihm womöglich dauerhaft zu beklagende Abwesenheit von dem, was andere Menschen Denken nennen, zumindest empfand ich den mir zugedachten Platz in seiner sehr steinigen Bodenbeschaffenheit und der zwischen zwei Wohnwagenburgen eingeklemmten Lage für absolut unannehmbar. Er war derart ungeeignet, dass ich sogar meine demutsvolle und so ziemlich alles akzeptierende Haltung, von der ich im richtigen Leben alleine nach heftigen Vorhaltungen und anschließendem Drängen seitens meiner Frau abzugehen mich bereit finde, ablegte und den Platzwart mit warmen, freundlichen Worten bat, doch einmal gründlich darüber nachzudenken, ob ihm nicht doch noch eine für mich passendere Lagerstätte einfallen könnte. Und siehe da, es bedurfte lediglich dieses Anstoßes als Initialzündung für eine rege Gedankentätigkeit, die in eine plötzlich ausbrechende Mobilität des Mannes führte, begleitet von den triumphierenden Worten „kommen Sie mit, ich weiß was“. Stolz wies er mir ganz am Ende des Campingplatzes eine kleine Wiese an, die wie geschaffen für mich war, direkt am Wasser gelegen, nicht befahrbar mit Auto oder Wohnwagen, ein richtiges kleines Refugium.

Offenbar führte der ihn wohl selbst beeindruckende Geistesblitz und die damit verbundene Dankbarkeit meinerseits dazu, dass der Verwalter eine gewisse Sympathie zu mir entwickelte, vielleicht war es auch nur Mitleid, sei es wie es wolle, die entsprechende Gefühlsregung sollte sich noch am gleichen Tag dadurch äußern, dass er mir angesichts meiner etwas unbequemen Sitzposition auf meiner Luftmatratze einen Plastikstuhl vorbeibrachte, der es mir ermöglichte, in einer bequemen Position zu lesen und über den See zu blicken. Nach Inbesitznahme der Wiese baute ich mein kleines Zelt auf, nahm ein erfrischendes Bad im See und erledigte die Dinge, die für die Körperhygiene und das leibliche Wohlergehen unverzichtbar sind.

Obgleich bei einer Fahrradtour der Inhalt der Gepäcktaschen mehrmals einer kritischen Würdigung unterzogen zu werden pflegt, um den zu dem eigenen, auf die Schnelle kaum zu

reduzierenden Körpergewicht hinzu kommenden Ballast möglichst gering zu halten, hatte ich es nicht versäumt, auch für eine angemessene Lektüre zu sorgen. Dieser sprach ich auch, nunmehr bequem auf dem Plastikstuhl sitzend, interessiert zu, bis ich mich mit einem Umstand konfrontiert sah, den verstandesmäßig zu begreifen mir zwar nicht schwer fiel, den zu berücksichtigen ich jedoch bei der Zusammenstellung meiner Reiseutensilien sträflich versäumt hatte:

Kurz nach halb neun war es dunkel.

Eine Taschenlampe hatte ich nicht mit. Es blieb mir also nichts anderes übrig als meine Lektüre abubrechen, mich in meinem Zelt in den Schlafsack zu rollen und darauf zu vertrauen, dass die Anstrengungen des Tages meinem Körper soviel abverlangt hatten, dass sie ihn vorzeitig in Schlummer zu verfallen veranlassen würden. Wenn auch die körperlichen Voraussetzungen womöglich durchaus für diesen Vorgang bestanden hätten, so kam es doch nicht dazu, und das hatte andere Gründe.

Ich komme zum Wesentlichen:

Mein Lagerplatz war zwar am Ende des lang gezogenen Campingplatzes angesiedelt, ringsum mit Bäumen bestanden, etwas unterhalb der übrigen Fläche gelegen, ein richtiges kleines Idyll, doch wie es mit Idyllen meist so ist, sind diese nur Täuschung. In Wirklichkeit sind sie mitten im richtigen Leben angesiedelt und geben nur den Anschein, davon abseits sich zu halten. So täuschte mich der jeglichen Sichtkontakt zu Außenstehendem unterbindende Baumbestand darüber hinweg, dass in kaum 10 Meter Entfernung von meinem Zelt die nächsten Wohnwagen standen. Dieser Umstand wurde offenbar nicht alleine von mir missachtet, die den Campingplatz bevölkernden Menschen taten dies ebenso und pflegten ihre Lebenslust in einer Ungezwungenheit und einer Lautstärke auszuleben, dass ein unbeteiligter oder besser unverständiger Zeitgenosse zu der Annahme neigen könnte, die Platzinsassen gingen von ihrer alleinigen Anwesenheit weit und breit aus. Nicht alleine, dass es kaum statthaft ist, diesen ja keineswegs dummen Menschen unterstellen zu wollen, sie übersähen ihre Mitmenschen, nein auch psychologische Überlegungen sprechen gegen eine derartige Annahme.

Nach intensiver Beobachtung des die deutschen Campingplätze bevölkernden Menschenschlages bin ich zu der Erkenntnis gekommen, dieser kann gar nicht anders, als die meist durch positive Gefühle gekennzeichnete Stimmung nicht abhängig von der jeweiligen individuellen Person zu sehen, sondern sie für absolut verbindlich zu erklären für alle und jeden, der den gleichen aktuellen Bedingungen unterworfen ist wie er selbst. Wenn, so mag der typische Camper denken, die laue Luft, das kühle Bier, das Rauschen der Bäume und andere Umstände mehr bei mir eine bestimmte Stimmung auslösen, so muss dies bei meinen Mitmenschen unweigerlich ebenso sein. Im positiven Sinne sieht sich der Camper als Teil eines großen Ganzen, seine Schlachtgesänge, sein Lachen über Witze unterschiedlichen Ranges ja seine laut vorgetragene Ehrfurcht vor der Natur empfindet er als Beitrag zu einem großen Chor der Zeltplatzgemeinschaft. Wem derartige Gefühlsregungen nicht nachvollziehbar sind, der erntet nur ungläubiges Staunen und unverständiges Kopfschütteln.

Doch halt.

Ich bin im Begriff, einen der kapitalen Fehler zu begehen, die schon ambitioniertere Schreiber bei ihren literarischen Versuchen nicht zu vermeiden in der Lage waren, den Fehler, den eigentlichen Gegenstand der Erzählung zu verlassen und sich auf Nebenpfade zu begeben, sich darin zu verlaufen und keinen Ausweg mehr zu finden. Und wenn ich hier in literarischer Verirrung damit begonnen habe, eine als Exkurs getarnte Studie über die soziologische Einordnung der wild zusammen gewürfelten Campergemeinschaft zu entwerfen, so ist dies bei weitem nicht so verwerflich wie die Tatsache, dass sich bereits zu deren Anfang eine nicht zu unterdrückende emotionale Betroffenheit und Subjektivität Bahn brechen, die in einer wie auch

immer gearteten Studie völlig fehl am Platze sind. Das hier nur mit wenigen Sätzen angerissene Thema mag deshalb aufgespart werden für spätere Versuche, die vernünftigerweise erst zu einem Zeitpunkt in Angriff zu nehmen ratsam sind, wenn ich meine emotionale Gestimmtheit dergestalt in souveräner Beherrschtheit kontrolliere, dass eine sachlich-nüchterne Erörterung des selbst gestellten Themas möglich ist, zwar unter Heranziehung persönlicher Erlebnisse, jedoch unter Ausklammerung der damit empfundenen unsachlichen Emotionsausbrüchen. Wann dies möglich sein werde, ist gerade bei diesem Thema noch nicht abzusehen.

Ich setze erneut an:

Dass das Lesen in einem Buch abhängig ist von einer gewissen Helligkeit, die erst die Tätigkeit der Augen in sinnvoller Weise ermöglicht, ist hinreichend bekannt. Keineswegs das Gleiche kann von der Gehörfunktion gesagt werden, insofern stellt die einbrechende Dunkelheit prinzipiell kein Hindernis dar für das Aufnehmen von Geräuschen jedweder Art bis hin zu den nach irgendeinem Gestaltungsprinzip organisierten Tönen, die man allgemein als Musik zu bezeichnen sich angewöhnt hat.

Warum hörte ich also nicht einfach Musik?

An dieser Stelle muss ich den Tatbestand in Erinnerung rufen, dass diese Aufzeichnungen im Rückblick einige Jahre nach den berichteten Ereignissen entstehen und ich zu dem damaligen Zeitpunkt noch nicht im Besitz mobiler Musikträger war, die heute wie selbstverständlich zur Grundausrüstung eines jeden westlichen Menschen gehören. Also kein Discman war in meinem Gepäck, noch nicht einmal ein Kassettenspieler, geschweige denn ein MP3-Player oder gar ein I-pod genanntes Gerät, das in der Lage ist, so viel Musik zu speichern, dass diese für das ganze Leben eines Menschen mit durchschnittlicher Lebenserwartung ausreicht. Ich musste also ohne Musik auskommen. Nein, das musste ich nicht.

Es ist schon ein eigenartiges Gefühl, das mich beim Schreiben dieser Zeilen befällt. Ich gewinne fast den Eindruck, dass ich davor zurückschreke, endlich das Ereignis, um dessentwillen ich überhaupt zu schreiben begonnen habe, konkret zu berichten und ich es stattdessen, mehr unbewusst, langsam einkreise, indem ich verwandte Themen anspreche, die in irgendeinem Sinne darauf verweisen. Hier das Treiben der Camper, dort einige Sätze zur Musik, mit Trippelschritten nur nähere ich mich meinem Thema. Aber nun frisch gewagt, nun soll es heraus.

Die musikalische Sternstunde

Der Tag, an dem ich mein Ziel erreichte und ich meine Wohnstatt auf besagter Wiese des beschaulich an das Ufer des Gewässers sich anschmiegenden Campingplatzes aufschlug, war ein Samstag. Dies ist nun ganz generell in des Durchschnittsdeutschen Wochenablauf ein besonderer Tag, da er zum einen in der Regel arbeitsfrei ist und für allerlei Freizeitaktivitäten bei Bedarf auch mit den eigenen Kindern zur Verfügung steht, er aber zum anderen vor allem der Ernsthaftigkeit und durch diverse von der Gesellschaft ungeschriebenen Verhaltensmaßregeln erzwungenen Eingeschränktheit des Sonntags entbehrt. Am Samstag also kann man tun und lassen, was man will, arbeiten, faulenzen, spielen und feiern. Dabei scheint dessen Ausklang, also der Samstagabend, sozusagen die Apotheose, der Kristallisationspunkt nicht nur des Tages, sondern der ganzen Woche zu sein. Gilt dies hier Gesagte in unterschiedlicher Intensität für so ziemlich die gesamte erwachsene Bevölkerung unserer Gesellschaft, so kann man sagen, dass es auf die auf einem Campingplatz bunt zusammen gewürfelte Gemeinschaft in ganz besonderem Maße zutrifft, ja als jemand, der in mehreren Selbstversuchen an besagten Samstagabenden auf einem Campingplatz genächtigt hat, kann ich von der Erfahrung berichten, dass Camper dieses besondere Gefühl bis zu einer kaum zu überbietenden Perfektion zu zelebrieren in der Lage sind.

Ich befand mich also an einem solchen Samstagabend in meinem Zelt und pendelte zwischen dem Verlangen, einfach einzuschlafen, und der Aufgabe, durch gedankliche Anstrengung die

Lösung diverser Weltprobleme vorzubereiten, hin und her, als ich aus der Richtung, in der ich mehrere Wohnwagen stehen wusste, unterschiedliche Aktivitäten vernahm, deren Ziel mir recht bald deutlich wurde.

Um die feierlichsten Stunden der Woche würdig und fröhlich zu begehen, hatten sich die Insassen mehrerer Campingwagen verabredet zu einer gemeinsamen Runde auf dem Anwesen eines der Beteiligten. Es gelang mir nicht, alleine auf Grund der akustisch wahrzunehmenden Informationen herauszufinden, ob es sich bei den Personen um alte Bekannte handelte, oder sie sich erst kürzlich kennen gelernt hatten, ob sie gemeinsam angereist waren oder in welcher Beziehung sie überhaupt zueinander standen. Dass sie sich gegenseitig mit Du und dem Vornamen anredeten, muss nichts bedeuten, ist man abseits von beruflichen Zwängen doch in der Regel schnell dabei, mit seinem Gegenüber die Attribute des Brüderlichen auszutauschen. Ich nahm also wahr, wie nach und nach mehrere Personen beiderlei Geschlechts sich an dem Treffpunkt einfanden, nicht ohne in irgendeiner Weise durch mitgebrachte Dinge zum Gelingen des Abends beizutragen. Ich hörte das Scheppern von im Kasten transportierten vollen Bierflaschen, das Klappern von Salatbesteck, das Klirren noch leerer Gläser und allerhand andere Geräusche, die darauf schließen ließen, dass es den Beteiligten des Abends kulinarisch an nichts fehlen sollte.

Bereits zu diesem Zeitpunkt wurde ich gewahr, dass ein Gast ein Musikinstrument mitzubringen den Mut hatte, auf dem er im Verlaufe des Abends zur Erbauung und Erheiterung der fröhlichen Runde beizutragen sich erbot. Es handelte sich, wie ich aus unbeabsichtigt dem Instrument entwichenen Tönen fachkundig schloss, um ein Akkordeon, dessen Einsatz jedoch zunächst zugunsten der gemeinsamen und feucht-fröhlichen Essensaufnahme zurück gestellt wurde.

Man aß also und trank, unterhielt sich dabei lautstark, erzählte Witze, die meist von Männern und Frauen in unterschiedlicher Weise mit laut brüllendem oder verschämt dezentem Lachen quittiert wurden, je nachdem welchen Inhaltes diese waren, wobei ich mich dabei ertappte, dass ich alleine in meinem Zelt liegend hin und wieder selbst das Lachen nicht zu unterdrücken im Stande war.

Als offenbar alle gesättigt waren, worauf das beim Zusammenstellen der Teller entstehende Geräusch hinwies, kam nun das für den Auftritt des Musikers lang ersehnte Stichwort: „Nun spiel doch mal was!“ entfuhr es einem der Gefährten, wobei dies in Tonlage und Ausdruck derart neutral gesprochen wurde, dass es sich mir nicht erschloss, ob dies der aufrichtige Wunsch des Sprechenden war oder nur einen Ausdruck der Höflichkeit darstellte, um dem Instrumentenbesitzer nicht das Gefühl zu geben, seine Aktivität sei hier nicht erwünscht. Nun wie dem auch sei, der Besagte, wenn mich meine Erinnerung nicht trügt, war sein Name Kurt, ergriff sein Instrument, entriegelte es, wobei diesem unbeabsichtigt und ungeordnet die ersten Töne entglitten, und setzte sich in Position. Bevor er jedoch mit seinem Vortrag begann, machte er die Runde darauf aufmerksam, dass er nicht allzu perfekt zu spielen in der Lage sei und nur über ein geringes Repertoire verfüge. Die Anwesenden interpretierten diese Worte jedoch lediglich als Ausdruck der Bescheidenheit, die einem jeden virtuosen Künstler gut zu Gesicht zu stehen pflegt. Kaum ein Zuhörer, mich eingeschlossen, konnte sich zu diesem Zeitpunkt vorstellen, dass der Musiker nur einfach ehrlich war.

Das erste Stück, das unser Meister spielte, war das Nordseewellenlied, ein im geraden Zwei-Vierteltakt gehaltenes Musikstück, dessen Melodie, in Teilstücken sogar dessen Text die in dieser Runde Versammelten problemlos beherrschten, was sie sogleich durch lautstarkes, stimmungsvolles Mitsingen zu erkennen gaben. Nach dem Absingen mehrerer Strophen, bei deren letzten sich allerdings die ersten Textunsicherheiten bemerkbar machten, und dem musikalisch bestens absolvierten Akkordeonspiel ertete Kurt ehrlich gemeinten, anerkennenden Applaus. Solchermaßen ermutigt setzte unser Spieler gleich zum nächsten Werk an. Es handelte

sich um ein Lied, das bekannt ist unter dem Titel „Schneewalzer“, ein Stück, das wie der Name bereits zu erkennen gibt, im Dreiviertel-Takt gehalten ist.

Nach dem perfekt und fehlerfrei vorgetragenen populären Werk empfing der musikalische Camperfreund einen mit Dankesworten begleiteten Applaus und befand sich zweifellos zu diesem Zeitpunkt auf der Höhe seiner an diesem Abend zu erreichenden künstlerischen Reputation. Angespornt durch diesen fulminanten Widerhall, den sein Spiel fand, setzte der Künstler erneut an und betätigte sein Instrument. Das Musikstück, das er seinen Zuhörern darbot, war diesen nicht unbekannt, es war das Nordseewellen-Lied. Auch ohne dass ich die Gesichter der Anwesenden sehen konnte, spürte ich deren Verwunderung, die allerdings schnell der Bereitschaft Platz machte, aus voller Kehle das Lied mitzusingen, nun jedoch, und das war als Vorteil der Wiederholung zu verbuchen, wesentlich sicherer in der Textbeherrschung als zuvor. „Wo die Nordseewellen rauschen...“ klang es vollstimmig über den Platz, dessen weiter entfernt angesiedelte Gäste durchaus einen Teil der fröhlichen Stimmung aufzunehmen genötigt waren.

Als diese Wiederholung des Liedes geendigt hatte, warteten alle gespannt, was sie nun zu hören bekämen. Nun, der begeisterte Musikfreund hatte sich offenbar vorgenommen, die aus der Opernwelt noch erinnerliche Tradition, wonach zum Beispiel zu Zeiten des großen Mozart beliebte Arien nach Gefallen mehrfach wiederholt zu werden pflegten, in der gegenwärtigen Musizierpraxis wieder zu beleben. Er setzte nämlich als nächstes erneut zum Schneewalzer an und wiederholte nach dessen Beendigung wieder das erste Stück und so weiter, bis er schließlich jedes der beiden Stücke mindestens sechs Mal gespielt hatte.

Nun hatte schon weiland Großmeister Goethe darauf hingewiesen, dass Musik weniger der Neuheit bedürfe, ja dass sie umso mehr wirke, je gewohnter man sie sei. Selbst wenn man einmal außer Acht lässt, dass der Weimarer Dichterst, mit Verlaub, keine Ahnung von Musik hatte (eine Aussage, die ich trotz eifriger Bemühungen interessierter Musikwissenschaftler, das Gegenteil zu beweisen, aufrecht erhalte), so muss man doch vermuten, dass dieser seine Aussage irgendwie anders verstanden haben muss als eine Aufforderung zur Wiederholung des immer Gleichen. In diesem Sinne, vermutlich jedoch ohne Erinnerung an die diesbezüglichen Eingebungen Johann Wolfgang von Goethes, schienen auch die Tischgenossen unserer Abendrunde zu denken. Zaghafte und eher beiläufig, in der deutlich zu spürenden Absicht, auf keinen Fall irgendwie verletzend auf Kurt zu wirken, ließ jemand die Worte fallen, „nun spiel mal was anderes“. Und wie um das Heft des Handelns selbst in die Hand nehmen zu wollen, stimmte er sogleich eines der zahlreichen bekannten, zum deutschen Liedgut gehörigen Volkslieder an, sofort von der restlichen Runde lautstark sekundiert, als ob diese den mutigen Vorstoß des Freundes dankbar unterstreichen wollten. Der Musiker stieg mit einfacher, der entsprechenden Melodie irgendwie annähernd ähnlichen Tonfolge ein und suchte etwas unbeholfen und immer wieder im Rhythmus wankend den Anschluss an die Sangesrunde nicht zu verlieren. Es wurde nun allzu deutlich, wie ehrlich Kurt mit seinem Bekenntnis bezüglich seines eingeschränkten Repertoires gewesen war, und man wünschte sich aufrichtig, er möge doch das Grundgerüst des deutschen Liedgutes wenigstens im Ansatz ähnlich souverän beherrschen wie seine zwei Paradestücke. Die Sangesbrüder und –schwestern ließen sich's jedoch nicht verdrießen und sangen munter ihr Lied weiter.

Und dann geschah das Unglaubliche, das in seiner Einfachheit Frappierende und gleichermaßen Lachhafte: Als sich das angestimmte Lied durch eine etwas veränderte Rhythmisierung einem Dreiviertel-Takt zu nähern begann, griff unser Akkordeon diesen dankbar auf, spielte pointiert den Walzertakt und ließ das Lied in den mittlerweile wohl bekannten Schneewalzer münden, so dass Kurt sein Werk in der ihm bei diesem Stück eigenen Souveränität beenden konnte. In ähnlicher Weise erging es dem nächsten aus dem Fundus des heimischen Liedgutes entnommenen Werk, nur dass dieses Lied wegen seines rhythmischen Charakters nunmehr geeigneter schien, in das geradtaktige Nordseewellen-Lied einzumünden.

Dabei war auch in diesem Fall zu vernehmen, wie Kurt bei der Begleitung des anfänglichen Liedes die Töne suchend reichlich unsicher und unbeholfen musizierte, er aber sofort in eine freudige Beschwingtheit übergang, sobald er die Melodiefolge erreichte, die seine Finger auf den klavierähnlichen Tasten des Instrumentes quasi schon von selbst fanden. So ging es weiter. Ich weiß nicht mehr, wie viele Versuche es von Seiten der anwesenden Sangeswilligen gegeben hat, ein bekanntes oder auch unbekanntes Lied in dem abendlichen Konzert als ein für sich stehendes, durch nichts verändertes Werk darzubieten, es war immer vergeblich. Jeglicher Melodiefolge war am Ende ihrer Ausführung das gleiche Schicksal vorherbestimmt, nämlich nur als Vorspiel, quasi als Einleitung für eines der beiden Lieder zu dienen, in das sie abwechselnd münden sollten.

Dieser in mehrfacher Hinsicht denkwürdige Vorgang, dem aus Zufall beizuwohnen ich die Gelegenheit hatte, veranlasste mich an jenem Abend, mir Gedanken über den tieferen Sinn des Erlebten zu machen. Versinnbildlichte die durch die Darbietungen des Akkordeonspielers demonstrierte musikalische Einseitigkeit nicht etwa den Gedanken, dass alles, was auf Erden passiert, auf wenige, womöglich nur zwei Grundprinzipien zurückzuführen ist? Ist alles im Leben nicht entweder Dreiviertel- oder Zweiviertel-Takt, ungerade oder gerade? Erwiesen sich an diesem Abend nicht in symbolhafter Weise die Worte der Lieder als austauschbar und im Grunde genommen zu vernachlässigen angesichts der alles überlagernden Melodien der beiden Lebensprinzipien? Derart waren meine Gedanken, die ich ersann im vollen Bewusstsein, dass ich damit das musiksoziologische Terrain schon weit zu überschreiten mich aufgemacht hatte. In der Tat wagte ich mich mutig in den Bereich der Soziologie, ja gar der Philosophie vor, dergestalt, dass ich die beiden während des Konzertabends im Mittelpunkt stehenden Werke nicht als zufällig ausgewählt zu betrachten mich verstieg, sondern als durchaus absichtlich und bedeutungsschwer.

Dass das Lied von den Nordseewellen die Urkraft des Wassers, des nassen Elementes verkörperte, der alpenländische Schneewalzer dagegen für das Feste, Steingewordene stand, erschien mir vor diesem Hintergrund keineswegs zufällig, ja es fiel mir wie Schuppen von den Augen, dass beide Lieder wie zwei Seiten einer Münze sich verhielten, einander zugehörig, sich ergänzend und ohne das andere nicht lebensfähig. Besonders symbolträchtig erschien mir das denkwürdige Schauspiel, oder besser gesagt Hörspiel, unter dem politischen, ja deutschland- bzw. nationalpolitischen Gesichtspunkt. So bedarf es nur der minimalsten geographischen Kenntnisse, um zu erkennen, dass die beiden betreffenden Lieder mit der Nordsee und den Ausläufern der Alpen die beiden entgegen gesetzten Regionen Deutschlands im hohen Norden und im tiefen Süden besingen, ihrer gemeinsamen Darbietung also etwas von Überwindung des innerdeutschen Nord-Süd-Konfliktes anhaftet. Überdies wird die der deutschen Einheit förderliche Funktion des Gehörten deutlich, wenn man die Örtlichkeit, an der dies stattgefunden hat, bedenkt. Der Harz stellt ziemlich genau die Mitte Deutschlands dar, er ist das Mittelgebirge, das sowohl dessen Osten als auch Westen berührt, und er wartet mit einer der höchsten Erhebungen des Landes auf. Unter Würdigung all dieser Gegebenheiten kam ich zu der Erkenntnis, an diesem Abend einem auch einigungspolitisch bedeutsamen Ereignis zumindest akustisch beigewohnt zu haben.

Dieses Ereignis zog sich derart in die Länge, dass ich dessen offizielles Ende gar nicht mehr miterleben konnte, im Schilf meiner immer zahlreicher werdenden Gedankenwindungen versank ich allmählich und verfiel in tiefen Schlaf, aus dem mich erst die Morgensonne des nächsten Tages erweckte.

Der Tag danach

Nun ist es berichtet. Ich bin keineswegs in meiner Erzähllehre gekränkt, wenn die Leser dieser Zeilen die mit weit umspannenden Erklärungen garnierte Darlegung des abendlichen Vorgangs mit einem beiläufigen Achselzucken zur Kenntnis nehmen und sie sich als einzigen Kommentar zu dem Gesagten ein gelangweiltes „Na und?“ abringen. Auch mir rief am nächsten

Morgen die Erinnerung an den vergangenen Abend zunächst nicht mehr als ein kurzes Schmunzeln hervor, bevor sich meine Gedanken mit völlig anderen Dingen zu beschäftigen begannen. Erst später, auf der Heimfahrt, ja gar viele Wochen danach, als mich längst wieder der Alltag in seinem festen, wohl geordneten Griff hatte, trat das Erlebnis immer wieder in aller Deutlichkeit vor mein geistiges Auge, so dass es in meinem inneren Erleben eine Bedeutung einzunehmen in der Lage war, wie ich es nur von wenigem Erlebtem sagen kann. Waren sämtliche anderen auf meiner Fahrradreise in den Harz erlebten Ereignisse nicht von so dauerhafter Intensität, dass sie die Erinnerung an diesen Fahrradausflug lebendig und wach zu halten im Stande waren, so war es dagegen dieser musikalischen Begebenheit gelungen, mir meine damalige Fahrt wohl für mein ganzes Leben unvergesslich zu machen. Heute, im Rückblick von mehreren Jahren kommt es mir sogar so vor, als ob die gesamte Fahrt als Ziel allein dieses Ereignis gehabt habe und allem bis dahin Erlebtem lediglich die Rolle eines Vorspieles, einer Einleitung hierzu zuerkannt war, ganz genauso wie es den zahlreichen Liedern des Abends ergangen war, die nur im Dienste der bedeutenderen Musikstücke zu sehen waren.

Den Sonntag genehmigte ich mir als Ruhetag, zumindest was die Benutzung meines Fahrrades anbetraf. Der Grund war keineswegs eine bei mir bisher ohnehin kaum ausgeprägte Neigung, der allgemein gepflegten besonderen Wertschätzung des Feiertages durch den Verzicht auf unfeierliche Aktivitäten zu huldigen, auch brachen sich nicht plötzlich durch den Sonntag hervorgerufene religiöse Gefühle Bahn, die mich zu irgendwelchen heiligen Handlungen aufzufordern geneigt waren, nein, es war weitaus profaner. In der diesen Zeilen schon zum wiederholten Male dokumentierten Offenheit stehe ich nicht an, freimütig zu erklären, dass der Verzicht auf das Fahrrad alles andere als freiwillig geschah, ja dass selbiger durch eine körperliche Unpässlichkeit geradezu erzwungen wurde. In Folge meiner nicht unerheblichen Anstrengungen beim Fahrradfahren in Tateinheit mit einer womöglich nicht exakt austarierten Sitzposition stellte sich nämlich in dem Bereich meines Körpers, der gewöhnlich in direkter Berührung mit dem Sattel sich befindet, ein Schmerz ein, dessen Intensität ich erst nach Ankunft an meinem Zielort richtig gewahr wurde. Als Auslöser des Schmerzes stellte sich eine offene Stelle heraus, die eine Hautablösung von einer Größe mit sich brachte, die etwa einem Zwei-Mark-Stück zukommt. Ich wähle als Vergleichsmaßstab bewusst die alte deutsche Währung, schon alleine deswegen, da diese zum Zeitpunkt meiner Reise noch das offizielle Zahlungsmittel gewesen war und es außerdem größer ist als eine Zwei-Euro-Münze. Angesichts dieser, ich kann schon sagen Verletzung war nicht daran zu denken, sich auf den Sattel zu setzen. Ich hatte die etwas blauäugige Zuversicht, ein Tag Schonung werde die Wunde soweit verheilen lassen, dass sie einer Fortsetzung der Tour nicht mehr im Wege stehe. Abträglich war dem Heilungsprozess allerdings, dass ein in solchen Fällen ratsames Offenlegen der entsprechenden Stelle, so dass Luft an die Wunde kommen kann, in diesem speziellen Fall aus sittlichen Gründen unterbleiben musste, zumindest insofern ich mich unter Menschen zu begeben die Absicht hatte.

Ich entschied mich also dafür, die durchaus reizvolle im wesentlichen durch bewaldete Hänge geprägte Umgebung zu erwandern, was für meine Beine eine geeignete Ausgleichsgymnastik darstellte, da hierbei andere Muskelpartien aktiviert zu werden pflegen als dies beim Fahrradfahren üblicherweise der Fall ist. Ich absolvierte eine größere Rundtour, deren Route und zeitliche Konzeption ich in weiser Voraussicht nach Gesichtspunkten zu planen mich bemühte, die dazu führten, dass ich ungefähr zu der Zeit an einem Cafe vorbeikommen musste, zu der üblicherweise eine nachmittägliche Kuchenration aufgenommen zu werden pflegt. Der Besuch eines derartigen Cafes stellte denn auch den Höhepunkt des an außerordentlichen Ereignissen äußerst armen Tages dar. In der Tat gab sich dieser Tag alle Mühe, ein typischer Sonntag zu sein, feierlich-geruhsam, aber irgendwie langweilig. Schon gar nicht war darauf zu hoffen, der Abend würde mit vergleichbaren Ereignissen wie am Vortag aufwarten. Dies wurde schon alleine durch den Umstand unmöglich gemacht, dass zahlreiche Camper, die am nämlichen Ort lediglich ein Freizeitwochenende verbrachten, wieder zu ihren heimatlichen Wohnungen zurückzukehren

angehalten waren, um dortselbst am Montagmorgen wie gewohnt ihre Arbeitsstätten aufzusuchen. Somit herrschte spätestens ab dem frühen Nachmittag des besagten Sonntags eine betriebsame Geschäftigkeit auf dem Platz mit dem Ziel, sämtliche zum Eigentum des jeweiligen Campers gehörigen Gegenstände einzusammeln, ordnungsgemäß zu verstauen sowie Auto und Campinganhänger für die mehr oder weniger lange Heimfahrt vorzubereiten. Fühlte ich mich während dieser Abbau- und Wegfahrphase gestört und wünschte mir, das alles möge bald vorüber sein, so musste ich am Abend mir eingestehen, dass ich die später eingetretene Ruhe und völlige Ereignislosigkeit zumindest als ebenso bedauerlich einzustufen geneigt war.

Es hatte den Anschein, als ob mit Erreichen der Okertalsperre und dem Erlebnis an besagtem Samstagabend der Zweck der Reise erreicht sei und alles danach sich Ereignende in der Bedeutung als zweitrangig und entbehrlich sich erweisen sollte. Der nächste Tag zumindest stand unter keinem guten Stern. Dunkle Regenwolken hingen im Berg und entluden sich immer wieder im Laufe des Tages auf das heftigste. Dennoch rückte ich nicht von meinem Vorhaben ab, diesen Montag der Erkundung der weiteren Umgebung meines Standortes zu widmen. Dies musste schon allein aus Entfernungsgründen mit dem Fahrrad geschehen, allerdings mit dem Vorteil, dass das schwere Gepäck nicht mitzuführen nötig war, das Notwendigste hatte Platz in meiner recht geräumigen Lenkertasche. Die erhebliche im wahrsten Sinne des Wortes Erleichterung durch den Wegfall des Gepäcks wurde allerdings durch den Umstand zunichte gemacht, dass der sonntägliche Ruhetag noch nicht einmal ansatzweise die erhoffte Wirkung für den Heilungsprozess meiner Wunde an empfindlicher Stelle zu bringen in der Lage war. Die offene Stelle war weder über Nacht zugewachsen noch hatte sie eine sonstige Änderung erfahren, die eine Verringerung des Schmerzes zur Folge hatte. Angesichts dieser Lage erinnerte ich mich der in meiner frühen Jugend emsig verschlungenen literarischen Lektüre zu verdankenden Erkenntnis, wonach Indianer keinen Schmerz zu kennen pflegen, und war bereit, diesen Sinnspruch auf die aktuelle Situation zur Anwendung zu bringen. Ich polsterte die entsprechende Region meines Körpers fachgerecht aus, zog zwei gefütterte Radlerhosen übereinander an und bestieg mein Fahrrad. Es wäre glatt gelogen, wenn ich mich nun dazu versteigen würde, zu berichten, die zur Schonung dienenden Vorkehrungen seien ein großer Erfolg gewesen. Nein, ich gestehe es ein, auch bei einer zweifellos erreichten Dämpfung des Schmerzes war dieser dennoch derart gewaltig, dass ich mein Fahrrad an diesem Tag weniger als Fortbewegungsmittel als vielmehr als mobiles Folterinstrument zu empfinden mich genötigt sah. Jeder Tritt, der eine geringfügige Änderung der Sitzposition auf dem Sattel zur Folge hatte, löste eine Empfindung aus, die derjenigen nahe kommt, wenn man sich mit blankem Hintern auf Reißzwecken setzt, ein Umstand, der mich nötigte, den größten Teil der an diesem Tag zurückgelegten Strecke nicht sitzend, sondern auf dem Fahrrad stehend zu bewältigen. Für meine Tapferkeit belohnte ich mich mit dem Besuch einer Buchhandlung in Clausthal-Zellerfeld, das ich auf meiner Rundtour als exemplarische größere menschliche Siedlung eingeplant hatte als Kontrast zu den zuvor besuchten bewaldeten natürlichen Bergregionen. Wie um den Heilungsprozess der schmerzhaften Verletzung durch Bestechung beschleunigen zu können, entschied ich mich sogar dafür, auch an diesem Tag ein Cafe aufzusuchen und meinen Körper etwas ihm Genehmes zu kommen zu lassen.

Die Rückreise

Am nächsten Morgen musste ich jedoch betrübt feststellen, dass alle Hoffnung getrogen hat. Die Schmerzen waren derart heftig, dass eine komplette Rückfahrt mit dem Fahrrad, wie sie die ursprüngliche Planung meiner Reise vorsah, in keiner Weise in der Lage sein konnte, meinem Ausflug den beabsichtigten Vergnügungscharakter zu bewahren. Noch einmal drei Tage mit diesen Schmerzen zu fahren, würde, so kam ich mit mir überein, schlicht eine Quälerei sein. So beschloss ich, an diesem Tag mein Zelt abzubauen, nach Goslar zu fahren und von dort aus mit dem Zug den Heimweg anzutreten. Nach Bewältigung der rund 15 Kilometer langen Strecke bis nach Goslar stellte ich fest, dass dies die richtige Entscheidung gewesen war, denn auch diesen

Weg absolvierte ich fast ausnahmslos im stehenden Fahrstil. Bereits auf der Hinfahrt hatte ich mir das Versäumnis, auf eine Besichtigung des Uelzener Bahnhofs zu verzichten, insgeheim als schweren Fehler angekreidet, also beschloss ich, eine Zugverbindung zu wählen, bei der ein Umsteigen in der niedersächsischen Stadt notwendig ist. Dort machte ich eine gute Stunde Pause, besichtigte den durchaus als Gesamtkunstwerk zu bezeichnenden umgestalteten Nutzbau, der so ansprechend ist, dass selbst dessen Toiletten einen Besuch lohnen, und gönnte mir sogar eine kleine Mahlzeit in dem ebenso geschmackvoll hergerichteten Bistro, dem man die so negativ besetzte Bezeichnung Bahnhofsrestaurant gar nicht anheften mag.

Damit hatte ich meine Fahrradtour zum Harz eigentlich abgeschlossen. Die Zugfahrt nach Bad Oldesloe und noch mehr die letzten mit dem Fahrrad zu bewältigenden 14 Kilometer bis nach Hause hatten lediglich den Charakter einer lästigen Pflichtübung.

Zuhause angekommen machte ich Inventur:

Mitgebracht hatte ich nicht nur eine schmerzende Wunde an delikater Körperstelle, ein schmutziges Fahrrad, das nach einer gründlichen Inspektion verlangte, um auf weitere Abenteuer vorbereitet zu werden, und eine Menge kleiner Erlebnisse, sondern vor allem eine Geschichte, die mich derart verwirrt hatte, dass ich sie mein Leben lang nicht vergessen werde.